

Bäuerinnen erzählen

Damit es nicht verlorengelht ...

Vom Leben, Arbeiten,
Kinderkriegen, Älterwerden



Weltbild

Bäuerinnen erzählen

Rosa Scheuringer (Hrsg.)

Bäuerinnen erzählen

Damit es nicht verlorengeht ...

Vom Leben, Arbeiten,
Kinderkriegen, Älterwerden

Weltbild

www.weltbild.at

Sonderausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Salzburg
Copyright © 2. überarbeitete Auflage 2015
by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. Co. KG, Wien – Köln – Weimar
Einbandgestaltung: Beatrice Schmucker, Augsburg
Titelfoto: ullstein bild
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN: 978-3-903159-11-2

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

INHALT

Vorwort der Herausgeberin	7
LEBENSGESCHICHTLICHE ERZÄHLUNGEN	
Rosalia Pichler	29
Margareta Wurm	70
Emma Jagersberger	95
Maria Neuhauser	III
Juliane Veitinger	123
Friederike Hahn	135
Berta Dörrer	197
Maria Widauer	227
Maria Huber	252
Katharina Gassler	267
Maria Schneider	280
Marianne Handler	316
Glossar	334
Literaturverzeichnis	362

BÄUERINNEN ERZÄHLEN

Vorwort der Herausgeberin

In diesem Buch erzählen zwölf Bäuerinnen aus ihrem Leben. Alle wurden im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts geboren und können als Altbäuerinnen auf Erfahrungen aus mindestens acht Lebensjahrzehnten zurückblicken. In vieler Hinsicht ähneln sich die Lebensläufe dieser Frauen. Jede von ihnen wuchs in einem landwirtschaftlichen Betrieb auf. Sie halfen von Kindheit an bei bäuerlichen Arbeiten auf dem Hof der Eltern mit, erwarben sich so die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten und wuchsen langsam in die Rolle der Bäuerin hinein. Zwischen dem 21. und dem 28. Lebensjahr heirateten sie und brachten zwischen zwei und zehn Kinder auf die Welt. Außer Maria Widauer, die aus Südmähren vertrieben wurde und sich nach mehreren Zwischenstationen schließlich im Waldviertel niederließ, hat keine der Bäuerinnen mehr als 50 Kilometer von ihrem Geburtsort weggeheiratet. Keine ist geschieden. Wenn sie nicht den Hof der Eltern oder Zieheltern übernahmen, wurden sie durch die Ehe zu Bäuerinnen.

Die augenfälligste Parallele in den Lebensgeschichten ist, dass die Bäuerinnen dieser Generation die gewaltigen Umwälzungen in der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert miterlebten und selbst mitgestalteten. In der landwirtschaftlichen Produktion kamen mehr und mehr Maschinen zum Einsatz – kaum eine Erzählung, in der nicht vom Kauf des ersten Traktors und einem Aus- oder Weiterbau des Gehöfts die Rede ist. Die Arbeitsabläufe wurden rationalisiert, und die Betriebe hatten sich der Logik der Kapitalwirtschaft zu unterwerfen. Die

arbeitenden Hände auf den Höfen wurden weniger, weil Knechte und Mägde in andere Berufszweige abwanderten.

Mit dem Modernisierungsschub ging in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Wandel in der Rolle der Bäuerin einher. Diese Rolle war ehemals begehrt, weil sie materielle Sicherheit und Prestige brachte. Bäuerinnen gehörten zu den Besitzenden, in den meisten Fällen waren sie auf dem Hof zur Hälfte angeschrieben. Für eine Vielzahl von Arbeiten waren sie entweder alleine verantwortlich, oder sie hatten Dienstboten, die ihnen unterstanden. Sie leisteten einen nicht unbeträchtlichen Beitrag zur Gesamtökonomie des Hofes. In der Hierarchie der Frauen auf dem Land standen Bäuerinnen ganz oben. Sie gehörten zu denen, die »anschaffen« konnten.

So wie landwirtschaftliche Arbeit insgesamt an Ansehen verlor, so waren auch Bäuerinnen in den vergangenen 50 Jahren zunehmend mit einem Imageverlust konfrontiert. Vielfach prägen bis in die Gegenwart Klischees und Vorurteile das Bild der Bäuerin: Sie gilt als wenig gebildet und rückständig in ihren Ansichten, als wenig gepflegt und konservativ, als unterwürfig und wenig emanzipiert. Aus öffentlichen Angelegenheiten hält sie sich heraus, die überlässt sie ihrem Mann, sie hat überdurchschnittlich viele Kinder und besucht häufiger Gottesdienste. Ihre Arbeitshaltung ist selbstausschöpfend. Im Gegenzug versuchen Interessenvertretungen, das Rollenbild neu zu akzentuieren, indem angebliche »Jungbäuerinnen« (un)ziemlich knapp bekleidet auf Traktoren oder Heustöcken posieren und Frauen, die in der Landwirtschaft tätig sind, neuerdings vermehrt als Landwirtinnen, Betriebsführerinnen oder Unternehmerinnen bezeichnet werden.

Dennoch führte diese Entwicklung so weit, dass junge Bauern gegenwärtig Schwierigkeiten haben, eine Partnerin zu finden. Immer weniger junge Frauen sind gewillt, auf einen Hof einzuheiraten. Für viele ältere Menschen ist es wohl nur

schwer nachvollziehbar, wenn selbst wohlhabende und sympathische Hoferben gezwungen sind, Flirtseminare zu besuchen oder über eine Fernsehshow eine Partnerin zu finden.

Schreibanlässe und Erzählmotive

Diesen Brüchen im Rollenbild der Bäuerin korrespondieren massive Veränderungen in der landwirtschaftlichen Produktion wie auch in der bäuerlichen Lebenswelt. »Ich glaube, unsere Generation hat die meisten Veränderungen durchgemacht«, schreibt Maria Schneider, eine Bäuerin aus dem Weinviertel. Für die meisten Autorinnen sind diese Veränderungen das zentrale Motiv für ihr autobiographisches Schreiben.

Oft sind es die eigenen Kinder oder Enkelkinder, denen die Autorinnen vermitteln wollten, wie sie früher gelebt und gearbeitet haben. Insbesondere die Beschreibung von Arbeitsabläufen nimmt in den Lebenserinnerungen der Bäuerinnen viel Raum ein. Häufig sind das Tätigkeiten, die von einer Zeit zeugen, als viele Güter des alltäglichen Bedarfs, vor allem Lebensmittel und Textilien, noch auf den Höfen selbst hergestellt wurden und nur wenige gewerbliche Produkte zugekauft wurden. Die Frauen erzählen von der Flachsgewinnung, vom Spinnen, Brotbacken oder Federnschleifen, meistens auch von der harten Arbeit auf den Feldern, im Weingarten oder bei der Ernte, bevor Maschinen zum Einsatz kamen.

Die Texte lassen keinen Zweifel daran, dass sich diese Frauen stark mit ihren Arbeitsaufgaben identifizieren. Sie wollen zeigen, wie arbeitsintensiv das Wirtschaften auf den Höfen vor der Technisierung war. Oft schwingt mit, dass sich »die Jungen« diese Belastungen ja nicht mehr vorstellen könnten. Die Haltung der heutigen Altbäuerinnen gegenüber der Modernisierung ist jedoch ambivalent. Zum einen sind alle hier schreibenden Frauen gewissermaßen Protagonistinnen

der Modernisierung. Man sparte, um sich Maschinen und funktionelle Wirtschaftsgebäude leisten zu können, und freute sich über die Arbeitserleichterungen, die diese Investitionen mit sich brachten. Zum anderen blicken die Bäuerinnen größtenteils wehmütig auf eine untergegangene Welt des noch stärker auf Selbstversorgung ausgerichteten bäuerlichen Wirtschaftens zurück. Es geht nicht zuletzt auch um Anerkennung des Geleisteten. Wenn der Hof nicht in der herkömmlichen Weise weiterbewirtschaftet oder überhaupt aufgegeben wird, wird das in der Lebensbilanz oft als besonders bitter erlebt. »Wir haben gearbeitet bis spät in die Nacht hinein und nichts als gespart ... damit manche Junge sagen: Warum wart ihr so blöd?«, schreibt etwa Juliane Veitinger.

Ebenso wie die Arbeit werden Traditionen, religiöse Bräuche und Feste von vielen Autorinnen als identitäts- und gemeinschaftsstiftend erlebt bzw. beschrieben.¹ Wer weiß noch, welche Bewandnis es mit dem »Tenndlboss«, dem »Do-bleib-Sterz« oder dem »Bettstaffltreten« hat? Die äußere Strukturierung des Jahres durch Rituale und Feste ist häufig Gegenstand und Erzählleitlinie der Aufzeichnungen; wohl auch, weil diese Traditionen ihre ordnungsstiftende Macht längst eingebüßt haben. Marianne Handler reflektiert diesen Umstand am deutlichsten: »Die Bräuche und Feste haben uns zusammengehalten und dem Leben einen Sinn gegeben. Es gab Höhepunkte im Jahreskreis, wo nicht das Materielle im Vordergrund stand ...«

Auch aus akuten Umbruchs- oder Verlusterfahrungen kann ein verstärktes Bedürfnis resultieren, Erlebtes aufzuschreiben bzw. Gedanken und Gefühle schreibend zu ordnen. So begannen einige Autorinnen mit der Niederschrift ihrer Erinnerun-

1 Zu ländlichen Festen im Zusammenhang mit dem bäuerlichen Arbeitsrhythmus vgl. Ingrid Teufl: Lebenswelten der bäuerlichen Familie. Das Beispiel Mostviertel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien: Univ. Dipl. 1999.

gen nach dem Tod des Ehegatten. Im Schreibakt finden sie eine Form, um ihrer Trauer Ausdruck zu verleihen. »Um meinen Schmerz etwas zu lindern, versuchte ich ihn aufzuschreiben. Tränen rannen ununterbrochen aufs Papier. Doch es half mir zu schreiben, es wurde mir so nach und nach zur Hilfe, Freude und Gewohnheit«², so Friederike Hahn über ihre Schreibmotive. Für Maria Huber war eine Parkinsonerkrankung Anlass, mit dem Aufschreiben von Erinnerungen zu beginnen: »Da ich meinen Geist etwas auffrischen und die schlaflose Zeit nützen möchte, schreibe ich Dinge nieder, wie sie mir halt in Erinnerung kommen.«

Sechs Frauen, deren Texte hier abgedruckt sind, nahmen an einem »Literaturwettbewerb für Senioren« teil, der im Jahr 1999 vom Land Niederösterreich ausgeschrieben wurde. Da viele der über 800 Personen, die an diesem Wettbewerb teilgenommen hatten, autobiographische Texte einsandten, kam es zu einer Kooperation mit der »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen« am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Unter den Schreibenden, die in der Folge mit der Dokumentationstelle in Kontakt traten und im Laufe der letzten Jahre ihre lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen zum Teil kontinuierlich erweiterten und zur Verfügung stellten, waren auffällig viele Bäuerinnen.

Aber auch unabhängig von dieser Sammelaktion waren Bäuerinnen aus Niederösterreich – im Vergleich mit anderen Bundesländern – im Autorenkreis der »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen« besonders stark repräsentiert. Demgegenüber sind schriftliche Lebenserinnerungen von Bauern geradezu eine Rarität, und auch Dienstbotenerin-

2 Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Hg.): Beiträge der Aktion »Schreiben macht Freu(n)de«. Einsendungen nach einem Schreibauftrag im Dezember 1996. Teil II: Bundesländer. Wien 1997.

nerungen sind aus dem Raum Niederösterreich seltener überliefert als aus anderen Bundesländern. Auf Basis einer Gesamtheit von rund 30 einschlägigen lebensgeschichtlichen Manuskripten entstand die Idee, einen Sammelband mit Lebenserinnerungen von Bäuerinnen aus Niederösterreich herauszugeben und so deren Selbstbild und den Besonderheiten dieser weiblichen Lebensform nachzuspüren.

Marianne Handler, Maria Huber, Emma Jagersberger, Maria Neuhauser, Juliane Veitinger und Margareta Wurm waren unter den Teilnehmerinnen des Literaturwettbewerbs. Die übrigen Autorinnen dieses Bandes wurden entweder durch Bücher aus der Reihe »Damit es nicht verlorengeht ...« auf das Textarchiv aufmerksam oder über persönliche Kontakte vermittelt. Rosalia Pichler wurde durch die Lektüre der Lebenserinnerungen von Maria Gremel³, die aus demselben Ort wie sie stammte, zum Schreiben angeregt. Auch Berta Dörrer und Friederike Hahn wandten sich an den Verlag bzw. an die »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen«, nachdem sie Bände dieser Buchreihe gelesen hatten. Die Texte von Katharina Gassler, Maria Widauer und Maria Schneider wurden von Bekannten übermittelt.

Bei der Auswahl der Texte wurde darauf geachtet, dass möglichst alle Regionen Niederösterreichs vertreten sind. Drei Texte stammen aus dem Waldviertel, drei aus dem Weinviertel, zwei aus der Buckligen Welt und vier aus dem Alpenvorland. Die Geburtsjahrgänge der Frauen erstrecken sich über die Zeitspanne etwa einer Generation.

Trotz des Bedürfnisses, mit der eigenen Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen, gab es bei den meisten Autorinnen ein gehöriges Maß an Zurückhaltung und Unsicherheit hinsicht-

3 Maria Gremel: Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübel und am Bauernhof 1900–1930. Wien/Köln ²1991 (= Damit es nicht verlorengeht ..., Band 1).

lich der eigenen »Schreiberei«. Die erste Annäherung an die universitäre Öffentlichkeit verlief manchmal recht zaghaft. Einige Zeit, nachdem Berta Dörner ihr Manuskript eingesandt hatte, wandte sie sich in einem Brief erneut an die »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen«: »Ich hoffe, keinen Blödsinn gemacht zu haben. Hat mir viel Mühe gekostet.«⁴ Friederike Hahn steht seit Mitte der 1990er-Jahre mit der Dokumentationsstelle in Kontakt. »War halt schwer, alles so in Worten wiederzugeben. Noch dazu sehe ich schlecht, dann meine Schrift. Und Fehler haben sich eingeschlichen. Für eine Veröffentlichung wird es nicht taugen«⁵, so kommentiert sie ihr Manuskript in einem Begleitbrief.

Beinahe alle Frauen schrieben neben ihren autobiographischen Texten bisher vor allem Gedichte. Viele davon wurden für bestimmte Anlässe, für familiäre Feiern, Jubiläen oder verschiedene öffentliche Veranstaltungen verfasst. Maria Neuhäuser notiert über diese Form der Gebrauchsliteratur: »Ich schreibe gelegentlich zu Feiern, oder wenn bei verschiedenen Anlässen etwas gebraucht wird.« Viele Autorinnen meinten, ihre Gedichte wären eher wert, veröffentlicht zu werden als ihre lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen.

Textstruktur und sprachliche Gestaltung

Alle hier vorgestellten Lebensgeschichten wurden original mit der Hand geschrieben. Von einigen Texten liegt eine überarbeitete, meistens von den Kindern oder Enkelkindern hergestellte Abschrift vor. Um Originaltreue zu gewährleisten, wurden für

4 Berta Dörner: Brief an die »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen«, undatiert, ca. 1999.

5 Friederike Hahn: Brief an die »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen«, 11.8.1995.

die Edition nur solche Texte ausgewählt, bei denen auch das handschriftliche Originalmanuskript zur Verfügung stand.

Vom äußeren Aufbau lassen sich zwei Typen von Erinnerungstexten unterscheiden: Zum einen gibt es ganzheitliche Lebenserzählungen. Diese scheinen »wie aus einem Guss« entstanden zu sein; die Lebensgeschichte wird fortlaufend erzählt und ist weitgehend chronologisch aufgebaut. Meistens weisen diese Texte einen größeren Seitenumfang auf. Diese ausführlichen Lebenserzählungen – dazu zählen jene von Berta Dörrer, Friederike Hahn, Rosalia Pichler, Maria Schneider und Maria Widauer – werden mehr oder weniger stark gekürzt wiedergegeben.

Der zweite Typus von Erinnerungstexten folgt einem anderen Erzählmodus. Die Autorinnen erzählen aus ihrem Leben in Form mehrerer kürzerer, episodenhafter Texte. Sie behandeln bestimmte Themen oder Lebensabschnitte. Bei dieser Form des erinnernden Schreibens kommt es nicht selten zu inhaltlichen Wiederholungen. Einzelne Episoden oder ganze Lebensabschnitte tauchen in mehreren Texten bzw. Textfassungen auf oder werden jeweils aus einem anderen Blickwinkel erzählt. Zu einem kleinen Teil basieren diese Erzähltexte auf öffentlichen, zum Teil thematischen Schreibaufrufen. Zu diesem Typus gehören die Beiträge von Katharina Gassler, Marianne Handler, Maria Huber, Emma Jagersberger, Maria Neuhauser, Juliane Veitinger und Margareta Wurm.

Um unabhängig vom ausgewählten Textausschnitt den Lebensweg der Frauen kurz zu skizzieren, sind den Textbeiträgen Angaben zum Lebenslauf der Autorinnen voran- bzw. nachgestellt.

In vielen lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen werden nur Teile einer Lebensgeschichte erzählt, häufig konzentrieren sich die Schreibenden auf die Kindheit und Jugendzeit. Ein Charakteristikum der Selbstzeugnisse von Bäuerinnen ist, dass der Erzählzeitraum bei fast allen Texten bis in die Schreibgegenwart

heraufreicht. Zumindest in geraffter Form werden die Geschichte der Familie, der Werdegang der Kinder und vor allem die Entwicklung des Hofes bis in die Gegenwart nachgezeichnet. Nur in seltenen Ausnahmefällen findet in den autobiographischen Schriften von Bäuerinnen keine Erwähnung, ob bzw. in welcher Form der Hof weitergeführt wird, was aus dem traditionellen »Hofdenken« heraus verständlich wird. Es wird darin offenkundig, dass der familiären Existenzsicherung bzw. dem Weiterbestand des Hofes im bäuerlichen Leben traditionellerweise ein Vorrang gegenüber der Verwirklichung anderer individueller Lebensziele eingeräumt wurde.

Um den originalen Sprachduktus der Erzählungen zu erhalten, wurde so behutsam wie möglich, und nur wenn es zugunsten der Lesbarkeit erforderlich schien, in die sprachliche Gestaltung eingegriffen. Rechtschreib- bzw. Grammatikfehler wurden ausgebessert; manchmal wurde auch die Wortstellung verändert, um einen besseren Lesefluss zu gewährleisten. Längere Textbeiträge wurden zum Teil durch Zwischentitel untergliedert. Sofern in den Originaltexten keine Gliederung bzw. entsprechende Kapitelüberschriften vorlagen, wurden für diesen Zweck aussagekräftige Kurzzitate aus den jeweils nachfolgenden Textabschnitten entnommen bzw. hervorgehoben.

Mündliche und dialektnahe Formen des Ausdrucks sollten erhalten bleiben. Grundsatz der sprachlichen Überarbeitung war, dass sprachliche Form und inhaltliche Aussage jeweils aufeinander bezogen sind und jede sprachliche Korrektur auch einen potenziellen Eingriff auf der inhaltlichen Ebene darstellt. Nach Recherchen stellte sich häufig heraus, dass stilistische Auffälligkeiten oder Formulierungen, die zunächst nicht der standardsprachlichen Norm zu entsprechen schienen, nicht ohne Grund gewählt wurden und einen Sachverhalt eigentlich treffend wiedergeben.

Das Bedürfnis, vorschnell zu korrigieren, entsteht leicht aus Unkenntnis früherer Lebensgewohnheiten oder heute nicht

mehr geläufiger Vorgänge. Man darf nicht aus den Augen verlieren, dass auch die eigene sprachliche Kompetenz als Bearbeiterin eine regionale und vor allem auch zeitlich begrenzte ist. Wenn etwa Katharina Gassler schreibt: »Morgens nach der Stallarbeit wurde Kaffee *gegessen*«, so scheint das zwar sprachlich nicht korrekt zu sein, inhaltlich bringt sie jedoch ganz klar das von ihr Intendierte zum Ausdruck. Dazu muss man allerdings wissen, dass zu dieser Zeit Kaffee nicht aus der Tasse *getrunken*, sondern die morgendliche »Kaffeessuppe«, in die häufig Brot einbrockt war, aus einer Schüssel *gegessen* wurde.

Manchen Autorinnen ist es ein Anliegen, vertraute Dialektausdrücke oder »alte Wörter« in ihren Geschichten unterzubringen. Dazu Friederike Hahn in einem Brief: »Habe versucht, viele Ausdrücke im Dialekt und noch ganz alte Wörter wiederzugeben, wie sie gesprochen wurden.«⁶ Dahinter steht die Erfahrung, dass sich nicht nur die äußere Lebenswelt verändert, sondern mit ihr die Sprache. Nicht immer sind diese Veränderungen so offenkundig und bewusst wie in der Aussage von Maria Schneider: »Das Wort Sex hat es in meiner Jugend noch nicht gegeben. Das muss erst später erfunden worden sein.«

In der Schreibung wurden die Ausdrücke im Dialekt einerseits an die Aussprache angepasst, gleichzeitig wurde darauf geachtet, die Charakteristika der standardsprachlichen Schreibung beizubehalten (so wird z.B. »Fahrl« – die Fuhre – mit einem »h« geschrieben). Mundartsprachliche Wörter bzw. Wendungen und andere unbekannte, veraltete oder nicht mehr gebräuchliche Bezeichnungen sowie Fachausdrücke werden im Anschluss an die Textbeiträge in einem Glossar erklärt. Eine Liste der verwendeten Nachschlagewerke, Lexika und Dialektwörterbücher findet sich ebenfalls im Anhang.

6 Friederike Hahn: Brief an die »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen«, 11.8.1995.

Vom bäuerlichen Leben und Arbeiten im 20. Jahrhundert

Das Bäuerinsein zeichnet sich dadurch aus, dass es keine Trennung von Arbeitsbereich und Familienleben gibt – bis heute nicht. Eine Studie zur »Situation der Bäuerinnen in Österreich 2006« belegt, dass viele Bäuerinnen neben der Selbstständigkeit an ihrem Beruf besonders schätzen, dass der Arbeitsplatz zugleich der Wohnort ist und sie die Möglichkeit haben, ihre Kinder den ganzen Tag über zu betreuen.⁷

Bäuerinnen waren immer schon in die Arbeitsprozesse auf dem Hof eingebunden. Traditionellerweise waren die Zuständigkeitsbereiche zwischen Bauer und Bäuerin bzw. zwischen weiblichen und männlichen Dienstboten recht klar aufgeteilt. Außenarbeit galt als männlich, Innenarbeit – und dazu zählte großteils auch die Stallarbeit – als weiblich.

Die Bäuerin war zuständig für die Kinder, für die Haushaltsführung, für Wäsche, Kleidung und Reinigungsarbeiten; ebenso war sie verantwortlich für die Versorgung der Tiere (Schweine, Kühe, Hühner ...) bzw. die Verarbeitung tierischer Produkte (Melken bzw. Milchverarbeitung ...). Abgesehen von Viehverkäufen standen auch die Einkünfte aus diesen Wirtschaftszweigen der Bäuerin zur Verfügung. Rosalia Pichler schreibt: »Hühner hielten wir uns. Die Eier waren die Einnahmequelle der Bäuerin. Jede Woche kam der Händler und holte die Eier, auch Butter, Junghendl und alte Hennen zu einem günstigen Preis.« Milch- und Eiergeld waren traditionellerweise die Einkünfte der Bäuerin, von denen sie alle anfallenden Ausgaben im Haushalt bestreiten musste. Viel wurde in den weitgehend auf Selbstversorgung ausgerichteten bäuerlichen Haushalten ohnehin nicht zugekauft. »Was wurde

7 Vgl. Landwirtschaftskammer Österreich (Hg.): Situation der Bäuerinnen in Österreich 2006. Zusammenfassung der Bäuerinnenbefragung 2006.

früher schon gekauft? Salz, Germ, vielleicht ein paar Semmeln für Knödel, Essig, Gewürze, Zwirn zum Knöpfeannähen, Schuhbänder, vielleicht noch blaue Schürzenbandl. Da hätte doch niemand einen Apfel gekauft«, erzählt Maria Schneider.

Zu den traditionell als weiblich definierten Arbeitsbereichen kamen die saisonal bedingten Arbeiten auf den Feldern bzw. im Weingarten, wie die Mitarbeit bei der Ernte. Meistens waren es die wenig mechanisierten Arbeitsvorgänge, die als Frauenarbeit galten. Dazu zählten zum Beispiel das Ausbringen von Mist, der Anbau von Hackfrüchten oder die Rüben- und Kartoffelernte.

In Krisenzeiten, wie in der Zeit des Zweiten Weltkriegs und in den Nachkriegsjahren, wurde diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aufgebrochen. Wenn die männlichen Arbeitskräfte einrücken mussten oder gar im Krieg umgekommen waren, waren die Frauen gezwungen, Männerarbeiten zu übernehmen. Einige Autorinnen berichten, wie ungewohnt für sie vor allem der Umgang mit Zugtieren war. Ochsen und Pferde fielen ja traditionell in den Zuständigkeitsbereich der männlichen Arbeitskräfte. »In meiner ganzen Jugend brauchte ich mich mit keinem Gespann abmühen, und jetzt musste ich täglich die Ochsen einspannen und das Futter für die Kühe holen«, schreibt Maria Neuhauser. Berta Dörrer berichtet, wie sie in den Wirren der ersten Nachkriegsmonate den Bürgermeister bat, ihr ein Pferd zu überlassen, damit sie die Ernte einbringen konnte: »Er gab mir ein Pferd einmal zur Probe, ob wir Frauen mit dem Vieh überhaupt fertig werden.«

Eine Aufweichung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in die andere Richtung fand meistens erst im Zuge der Technisierung statt. Sobald technische Geräte zum Einsatz kamen, gingen ehemals weibliche Arbeitsbereiche in die Hände von Männern über.⁸

8 Vgl. Reinhard Sieder: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt/Main 1987. S. 30 ff.

Die kriegsbedingte Entwicklung, dass viele Bäuerinnen die Aufgaben des Bauern übernahmen, war gegenläufig zur Ideologie des Nationalsozialismus. Darin wurde die Rolle der Bäuerin auf den Bereich der Reproduktion festgelegt; ihr angestammter Platz wurde in der Küche und bei den Kindern gesehen und dieses Rollenbild propagandistisch stark idealisiert. De facto brachte das nationalsozialistische Reichserbhofgesetz aber eine objektive Schlechterstellung der Frauen. Bäuerinnen konnten nicht mehr Miteigentümerinnen (allenfalls Alleineigentümerinnen) sein und waren auch von der Erbfolge ausgeschlossen.⁹

Für die meisten Autorinnen war der Zweite Weltkrieg zunächst vor allem durch die Abwesenheit der Väter, Brüder, Ehemänner, Knechte oder Freunde spürbar. Zur unmittelbar erfahrenen Realität wurde der Krieg meistens erst 1945, als zuerst Flüchtlingsströme und später Soldaten durch die Dörfer zogen. Die Besetzung durch die Rote Armee – Niederösterreich gehörte zur sowjetischen Besatzungszone – ist zentrales Thema einiger Erinnerungstexte. Bei der Textauswahl wurde im Allgemeinen dennoch der Darstellung des Alltagslebens gegenüber der Schilderung der Ausnahmesituationen rund um das Kriegsende 1945 der Vorzug gegeben.¹⁰

9 Vgl. Ernst Bruckmüller: Vom »Bauernstand« zur »Gesellschaft des ländlichen Raums«. Sozialer Wandel in der bäuerlichen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. In: Franz Ledermüller (Hg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Wien 2002. S. 409–591; S. 451 f.

10 Zu lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen über das Kriegserleben, insbesondere auch sexuelle Übergriffe durch Besatzungssoldaten, vgl. Marianne Baumgartner: »Jo, des waren halt schlechte Zeiten ...« Das Kriegsende und die unmittelbare Nachkriegszeit in den lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen aus dem Mostviertel. Frankfurt/Main 1994. S. 93–149.

Die Partnerwahl nach dem Krieg gestaltete sich nicht immer einfach. Viele junge Männer waren gefallen oder befanden sich noch in Kriegsgefangenschaft. Maria Schneider erzählt von Gesprächen unter jungen Frauen: »Da haben wir oft geblödeln und beschlossen, dass wir alle zusammenziehen, weil unsere Burschen im Krieg gefallen waren.« Wenn die Bauernsöhne dann zurückkehrten, ging es allerdings oft recht schnell, berichtet Maria Schneider weiter: »Die durch den Krieg und die wenigen Arbeitskräfte im Argen liegende Landwirtschaft brauchte junge Leute, die wieder alles in Ordnung brachten, und der Bauer brauchte eine Bäuerin.«

Manche Texte geben über Partnerwahl und Heiratsanbahnung recht offenherzig Auskunft. Nicht selten waren pragmatische Motive für die Heirat ausschlaggebend. Rosalia Pichler beschreibt zunächst ihren zukünftigen Ehemann: »Er hatte braune Augen, welche mir schon immer gut gefielen, und war nicht unsympathisch.« Mit der Hochzeit wurde nicht lange zugewartet: »Er hatte den unteren Moorhof gekauft, schilderte den Schuldenstand und benötigte dringend eine Bäuerin ... Alles trieb zur Eile, da die Ernte sich schon ankündigte.« Das Ideal der Liebesheirat tritt eher erst bei jüngeren Schreiberinnen gegenüber ökonomischen Motiven deutlicher in den Vordergrund.

In den meisten Textbeiträgen nimmt die Beschreibung der Mutterschaft viel Raum ein. Von einigen Frauen wird auch thematisiert, dass in arbeitsintensiven Zeiten die Kinder vorwiegend von anderen Bezugspersonen, in den meisten Fällen von der Schwiegermutter, betreut wurden. Im Verhältnis zur Schwiegermutter kam es auch am häufigsten zu Reibereien. Zentrale Konfliktherde waren die traditionell weiblichen Bereiche wie Kindererziehung und Haushalt. Die Altbäuerin verlor durch die junge Bäuerin einerseits ihren zentralen Wirkungsbereich, andererseits tendenziell auch an Macht und Einfluss. »Nach der Hochzeit«, schreibt Margareta Wurm,

»war die Enttäuschung perfekt, weniger von Seiten meines Mannes als wegen der noch rüstigen Schwiegermutter. Wie eine Bombe schlug es in mein Leben ein. Ich war das fünfte Rad am Wagen.«

Nach dem Zweiten Weltkrieg strebten auch Bauernkinder immer stärker in andere Berufe, vor allem Bauerntöchtern war es erstmals möglich, weiterführende Schulen zu besuchen. Durch die Mechanisierung wurden immer weniger Arbeitskräfte auf den Höfen benötigt. War es für viele Autorinnen noch undenkbar, eine Hauswirtschaftsschule zu besuchen oder gar eine Lehre zu absolvieren, wird das in der Generation ihrer Töchter schon eine Selbstverständlichkeit.

Es ist eine in ländlichen Autobiographien immer wiederkehrende Klage, dass zum Lernen keine Zeit war und Schulbildung als nachrangig erachtet wurde. Die Sommerbefreiung ermöglichte es, dass Bauernkinder in der Zeit von Ostern bis Allerheiligen der Schule fernbleiben konnten, um in der elterlichen Landwirtschaft mitzuhelfen. Über diese Regelung waren viele der Schreiberinnen nicht glücklich. »Natürlich tat man sich beim Wiedereinstieg schwer«, schreibt Rosalia Pichler. Als dramatisch wurde es oft auch erlebt, wenn die Ausschulung mitten im Schuljahr erfolgte, da die Schulpflicht exakt mit der Vollendung des 14. Lebensjahres endete.

Die 1915 geborene Margareta Wurm hätte gerne eine Haushaltungsschule besucht, doch sie getraute sich ihren Vater gar nicht zu fragen, »denn das kostete ja Geld«. Sie resümiert: »Es war eine Unterdrückung der Bildung statt einer Förderung. Damals zählten Muskelkräfte mehr als Hirnschmalz.« Drei ihrer fünf zwischen 1936 und 1950 geborenen Kinder kamen dann bereits in nicht-landwirtschaftlichen Berufen unter. Für die Nachfahren der hier schreibenden Autorinnen tut sich insgesamt bereits eine Mehrzahl an Bildungsmöglichkeiten bzw. Berufschancen auf. In der Landwirtschaft werden immer

weniger Arbeitskräfte benötigt, sodass individuelle Begabung und persönliche Wünsche und Zielvorstellungen auch in der bäuerlichen Welt zu Kriterien der Berufswahl werden konnten.

Viel Konfliktpotenzial bergen auch das Zusammenleben mehrerer Generationen und die Übergabe des Hofes. Besonders schmerzhaft erleben es die hier schreibenden Bäuerinnen, wenn der Hof von den Erben aufgegeben wird. Auch wenn der Betrieb in einer anderen Form als gewohnt weiterbewirtschaftet wird, wird das gewissermaßen als persönliches Scheitern empfunden. Nicht selten werden etwa im niederösterreichischen Alpenvorland die Milchwirtschaft und der Getreideanbau ganz aufgegeben.¹¹ Manchmal heiratet der Erbe auf einen anderen Hof ein, und es wird in der Folge nur mehr der Grund mitbewirtschaftet, wie etwa im Fall der Weinviertlerin Maria Schneider. Mithilfe eines Gedankenexperiments führt sie sich das Ausmaß der Veränderungen vor Augen: »Wenn ich oft draußen sitze, da komme ich ins Sinnieren und denke: Wenn der Großvater aufstehen würde, der möchte wohl sagen: ›Nicht *einen* Stadel haben sie mehr«, und würde wieder verschwinden.«

Wie in weiten Teilen Österreichs gilt in Niederösterreich überwiegend das Anerbenrecht. Damit der Hof geschlossen erhalten werden kann, wird er einem Nachkommen – meistens dem jüngsten oder ältesten Sohn – vererbt. Die anderen Kinder werden finanziell abgefunden. Eine andere Form der Vererbung herrscht im äußersten Osten – im Weinviertel und im Burgenland – sowie im äußersten Westen Österreichs.

11 Vgl.: Ernst Langthaler: Agrarwende in den Bergen. Eine Region in den niederösterreichischen Voralpen (1880–2000). In: Ernst Bruckmüller u. a. (Hg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen, Betriebe, Menschen. Wien 2003. S. 563–650; S. 572 f.

Nach der dort üblichen Realteilung wird der landwirtschaftliche Besitz unter den Kindern zu gleichen Teilen aufgeteilt.¹²

Einige der hier abgedruckten Texte thematisieren Übergabe- und Erbstreitigkeiten. Teils bleibt es bei vorsichtigen Andeutungen, teils sehen die Autorinnen im Schreiben ein Ventil, um ihrer Enttäuschung und ihrem Ärger Luft zu machen.

Die Thematisierung von Konflikten war auch Inhalt von eingehenden Gesprächen mit den Autorinnen im Zuge der Textauswahl bzw. der editorischen Bearbeitung. Es stellte sich die Frage, wie viel von innerfamiliären Konflikten an die Öffentlichkeit getragen werden darf und inwieweit Formulierungen, die zu einem Zeitpunkt intensiver emotionaler Auseinandersetzung gewählt wurden und im Moment des Schreibens Gültigkeit hatten, auch nach weitgehender Klärung der Verhältnisse noch ein entsprechender Aussagegehalt zukommt. Da die Drucklegung bzw. Veröffentlichung solchen Aussagen zudem unweigerlich einen grundlegend anderen Stellenwert verleiht als ihnen in der persönlichen Alltagskommunikation zukommt, wurden manche diesbezüglichen Textpassagen revidiert oder gänzlich ausgelassen.

Grundsätzlich gilt für Erinnerungstexte wie die hier zusammengestellten, dass die darin vorgenommene Darstellung und Wertung von Beziehungen, insbesondere von Konflikten, immer nur *eine* subjektive Perspektive repräsentiert, jene der Schreiberin. Die Sichtweise anderer Beteiligter bleibt naturgemäß ausgeblendet.

Auch wenn Generationskonflikte selten direkt angesprochen werden, äußern sich die meisten Autorinnen darüber, wie das Zusammenleben von mehreren Generationen am besten geregelt werden kann. »Ich möchte allen Übergebern einer Liegenschaft raten, sich eine getrennte Wohnung zu richten,

12 Vgl. Ernst Bruckmüller: Vom »Bauernstand« zur »Gesellschaft des ländlichen Raums«, a.a.O.; S. 45f.

damit keine Generationsprobleme entstehen, denn der Friede ist unbezahlbar«, schreibt etwa Margareta Wurm.

Insgesamt ist die Zahl der auf einem Bauernhof lebenden Menschen seit dem Zweiten Weltkrieg stark rückläufig. Viele Dienstboten verließen die Landwirtschaft und kamen in Gewerbe und Industrie unter. Diese Entwicklung wurde durch die zunehmende Technisierung und Rationalisierung der bäuerlichen Arbeit ermöglicht. Für Bäuerinnen brachten der Traktor und andere landwirtschaftliche Maschinen nicht zwangsläufig eine Arbeitserleichterung. Die Maschinen konnten die Arbeitskraft der abwandernden Knechte und Mägde meist nicht zur Gänze kompensieren. Außerdem führte die Maschinisierung zu einer neuen Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung: Kamen Maschinen zum Einsatz, wurde eine Tätigkeit zur Männerarbeit; Hand- und Hilfsarbeiten blieben Frauenarbeit.¹³

Zeitgleich wurde in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts die Rolle der Bäuerin als Hausfrau immer stärker akzentuiert. Man spricht deshalb von einer zunehmenden Verbürgerlichung des bäuerlichen Haushalts.¹⁴ Bürgerliche Standards hinsichtlich Hygiene, Sauberkeit und Komfort setzten sich nach und nach auch in den Bauernhäusern durch. Das führte tendenziell wiederum zu einer höheren Belastung der Frauen. Viele Frauen waren gezwungen, weiterhin in der Landwirtschaft mitzuhelfen, gleichzeitig jedoch wurden sie mit höheren Erwartungen im Haushalt konfrontiert. Dazu kam, dass die Anschaffung von Haushaltsgeräten, die, wie die Waschmaschine, für Frauen tatsächlich eine große Arbeitserleichterung mit sich brachten, zu-

13 Vgl. Christine Goldberg: Postmoderne Frauen in traditionellen Welten. Zur Weiblichkeitskonstruktion von Bäuerinnen. Frankfurt / Main 2003. S. 79 ff.

14 Vgl. Heide Inhetveen, Margret Blasche: Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. »Wenn's Weiber gibt, kann's weitergehn ...«. Opladen 1983. 186 ff.

nächst hinausgezögert wurde. Der Kauf von Erntemaschinen und Gerätschaften für die Hofarbeit hatte jedenfalls Vorrang.¹⁵

Der Traum der Agrartheoretiker in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war, dass der Bauer den voll technisierten Betrieb praktisch allein bewirtschaftet und die Bäuerin sich auf den Haushalt und die Kindererziehung konzentrieren kann.¹⁶ In der aktiven Zeit der hier erzählenden Bäuerinnen wurde dieses »Ideal« nicht verwirklicht. Im Gegenteil: Vielfach sicherten die Bäuerinnen die wirtschaftliche Existenz des Hofes durch ein Zusatzeinkommen ab; beispielsweise durch die Direktvermarktung von Produkten oder durch die Vermietung von Zimmern an Feriengäste.

Gegenwärtig lassen sich europaweit in der Landwirtschaft vorwiegend zwei Tendenzen ausmachen. Zu einer »Feminisierung« der Landwirtschaft kommt es meist in kleineren Betrieben, wenn Frauen die Betriebsleitung übernehmen und die Männer einer außerlandwirtschaftlichen Tätigkeit nachgehen. Im Gegenzug dazu lässt sich ein deutlicher Trend zur »Maskulinisierung« in großen, hoch technisierten landwirtschaftlichen Produktionsstätten ausmachen. Sie werden als 1-Mann-Betrieb geführt, die Frauen gehen einer außerbetrieblichen Beschäftigung nach.¹⁷

Die Bäuerinnen erzählen in den nachfolgenden Lebensberichten von einer Zeit des Übergangs. Sie sind in eine Lebenswelt hineingeboren, die nach und nach brüchig wurde. In ihren Erzählungen versuchen sie, diese überkommene Zeit le-

15 Vgl. Roman Sandgruber: Die Landwirtschaft in der Wirtschaft. Menschen, Maschinen, Märkte. In: Franz Ledermüller (Hg.): a.a.O., S. 191–408; S. 339 ff.

16 Ebda., S. 270.

17 Vgl. Theresia Oedl-Wieser: Frauen in der Landwirtschaft und am Land – eine vergessene Dimension in Wissenschaft und Politik. Versuch einer Ursachenanalyse und Formulierung von Handlungsansätzen. Wien 1997. S. 75 ff.

bendig zu halten, indem sie von alten Arbeitsformen, von einer an Selbstversorgung orientierten Form des Wirtschaftens und einer Lebensweise berichten, die nach einer rigiden Werteordnung ausgerichtet war. Gleichzeitig spiegeln diese Lebensgeschichten den massiven strukturellen Wandel in der Landwirtschaft wider. Auf den meisten Höfen blieb kein Stein auf dem anderen. Es wurde gebaut, zugekauft und umstrukturiert. Die landwirtschaftlichen Betriebe waren mehr und mehr gezwungen, sich marktwirtschaftlichen Regeln zu unterwerfen und die Produktivität zu steigern.

Dieser tief greifende Wandel in der Landwirtschaft und der ambivalent erlebte Abschied von einer alten Lebenswelt bilden das Grundmotiv für die Niederschrift dieser Lebenserinnerungen wie auch einen der zentralen Erzählinhalte. Im Schreiben haben diese Frauen eine Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategie gefunden, um mit diesen nachhaltigen Veränderungen in ihrer Lebenswelt umzugehen. Die Beschäftigung mit der eigenen Lebensgeschichte und die in diese Texte hineingelegten Botschaften an die engere und weitere soziale Umgebung zeugen von den Bemühungen der Autorinnen um persönliche Kontinuität, um Selbstbehauptung und Selbstverortung in einer sich rasch wandelnden Gesellschaft. Auch wenn sich die Schreiberinnen altersbedingt aus der aktiven Mitgestaltung ihrer ländlichen und familiären Umwelt schon größtenteils zurückgezogen haben, enthalten ihre schriftlichen Vermächnisse viel mehr als bloß rückwärts gewandte nostalgische Verklärungen oder verkrustete Lebensweisheiten. Bei entsprechender Bereitschaft, unspektakulären Alltagsschilderungen aus vergangenen Tagen und sprachlich oft unverwandt zum Ausdruck gebrachten persönlichen Empfindungen und Gedankengängen aufmerksam zu folgen, finden Leser/innen im Folgenden vielmehr ein enormes Repertoire an milieu- und generationsspezifischem weiblichem Wissen, das nicht nur Angehörige zur Anteilnahme und kritischen Auseinandersetzung einlädt.



1. Das Elternhaus von Rosalia Pichler (sitzend rechts)
in Krumbach spiegelt sich im Teich (1930)



2. Rosalia Pichler mit ihrer zweitgeborenen Tochter im Wickelpolster, daneben ihr Ehemann, auf dem Heuwagen die ältere Tochter (1940)



3. Margareta Wurm beim Heuschobermachen, ihre Tochter Margarete beim »Hüfistessn« (um 1995)



4./5. Margareta Wurm zwischen Mutter und Pflegemutter (ca. 1917)
bzw. zwischen ihren Eltern (ca. 1922)



6. Margareta
Wurms Eltern-
haus, vulgo
»Obersberg«,
Gemeinde
Gaming

7. Margareta Wurm
(Dritte von rechts, an
der Zither) an einem
geselligen Sonntag-
nachmittag Mitte der
1930er-Jahre: »Oft
kamen aus dem Ort
Spaziergänger, oder wir
besuchten Nachbarn ...«

